

Gerhard Polzin

**Aus dem Leben
eines Sehenichts**

30 ausgewählte MEMotionen

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://www.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86901-966-6

Copyright (2010) Engelsdorfer Verlag
Alle Rechte bei Dr. Gerhard Polzin
Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

12,00 Euro (D)

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Inhalt

1. Ich-chen - 1945.....	7
Das Schicksal.....	10
2. Zisch - 1952.....	11
Nachtisch	14
3. Guillotine - 1954.....	15
Uutkiek	18
4. Klemme - 1955	19
Im Spiegel	24
5. Gerechtigkeit - 1956.....	25
Mück	30
6. (Ver)Ordnungshüter - 1956.....	31
Lehrling	36
7. Blindflug - 1957	37
Das Kompliment	42
8. Hechtrolle - 1960.....	43
Schulabschluss.....	50
9. Trampolin - 1964.....	51
Der Punkt	56
10. Mysterium - 1964	57
Sei konkret	66
11. „Halbherzlichkeit“ - 1965.....	67
Die reine Wahrheit	72
und nichts als die Wahrheit.....	72
12. Tränen - 1966.....	73
Schubladen.....	78
13. Vagabund - 1967	79
Wilhelm-Busch-funk	86
14. Sitzheizung - 1968.....	87
Jubiläum	90
15. Gründerzeit - 1969.....	91
Wer wen	100

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

16. Ohne Fleiß ... - 1978.....	101
Öwerraschungsmoment.....	106
17. Klinkengeist - 1979	107
Das Auto	114
18. Antipoden - 1983	115
Perspektiven	124
19. Staatsgeheimnis - 1983	125
Kleine Worte	132
20. Dunkle Mächte - 1984.....	133
Jegliches hat seine Zeit.....	140
21. Durchfall - 1984	141
Neuling.....	146
22. Adrenalin - 1985.....	147
Ernte	152
23. Lokus mortalis - 1986.....	153
Zeitzeichen.....	158
24. Blackbox - 1987.....	159
Balance	162
25. Exotische Vögel - 1988	163
Fußballsymmetrie	172
26. Chul Bumbuk togloch - 1988.....	173
Artikel 54, Abs. 1, Satz 2 GG	182
27. „Die Russen kommen!“ - 1989.....	183
Besichtigung	188
28. Dreigestirn - 1993/2006.....	189
60 ist ein Meilenstein und kein Alter -	191
fiktives Bekenntnis eines Jubilars	191
Der kleine Unterschied	194
29. Abschied und Willkommen - 2007/2010.....	195
Der Mensch ist ein Ganzes	198
30. Fehlgriff - 2009	199
Heimat, deine Farben.....	203

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

1. Ich-chen - 1945

Eines eisigen Montags Anfang Januar 1945 erblickte ich das Licht der Welt. Die Gegend, in die ich hineingeboren wurde, war malerisch, doch die Zeiten waren mies. Es fehlte an allem. Vier Monate sollte ich mich noch mit dem Krieg und viel länger noch mit seinen Auswirkungen herumschlagen – Ruhr, Mangelernährung, unzureichende Gesundheitsbetreuung – all das konnte ich schließlich doch überwinden. So wuchs ich denn auf meiner schönen Heimatinsel Rügen heran – ein wenig halbwild – wie die Zeiten, doch kindlich unbeschwert. Zwar entdeckte man im Laufe der Jahre – wer und wie weiß ich nicht -, dass es mit meinen Augen ein paar Probleme gab, doch mich selbst störte das erst, als ich eine Brille tragen und hin und wieder zu einem in Stralsund ansässigen Augenarzt musste. Das war beides sehr lästig. Das Tropfen gegen zu hohen Augen- druck konnte ich auch nicht leiden, und so wurde es von mir möglichst oft sabotiert und von den Erwachsenen nicht selten wegen anderer Dinge vergessen. In Stralsund merkte man das, und es gab so manchen Anpuff. Bis zu meinem siebenten Lebensjahr ging trotzdem alles einigermaßen gut, doch dann ... wenige Tage vor meinem achten Geburtstag sah ich plötzlich überall Regenbögen, wo gar keine waren. Das Kerzenlicht am Weihnachtsbaum schillerte in vielen Farben und wohin ich auch sah, in der Mitte war ein dunkler Fleck, der sich von Tag zu Tag vergrößerte. Als mir die Sache mulmig wurde, sagte ich es meiner Mutter. Sie wunderte sich und versprach, gleich nach den Feiertagen der Angelegenheit auf den Grund zu gehen. Anfang des neuen Jahres fuhren wir nach Stralsund. Der Arzt war entsetzt und „verfrachtete“ mich auf der Stelle ins Krankenhaus. Was er meiner Mutter noch alles gesagt haben mag, weiß ich nicht. Ich wurde jedenfalls wieder und wieder nach einem möglichen Grund für meine fast völlige Erblindung ausgeforscht. Ja, da war ich vor Weihnach- ten mal beim Schlittenfahren mit meinem Freund gegen einen Baum geknallt, wenn ich mich recht erinnerte, doch Stürze kamen schließlich häufiger vor Dr. St. sprach von Netzhautablösung, und alle waren

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

sehr bedenklich. Acht Wochen verbrachte ich im Krankenhaus am Sund. Die Operationen waren fürchterlich, doch die Schwestern lieb und die Ärzte sehr nett und sehr bemüht. Weil sie keine Verbesserung erreichten, wurde ich sogar mit einem jungen Arzt per Bahn zu einem Professor nach Rostock geschickt. Als auch das nichts brachte, drang Dr. St. darauf, dass meine Mutter mich in die Charite nach Berlin brächte. Es wurde wirklich alles versucht, was damals möglich war, um mein Augenlicht doch noch zu retten. Vergebens! Bis auf einen kleinen Rest war's damit vorbei. Wie will man heute sagen, wer oder was letztlich den Ausschlag für diese Katastrophe gegeben hat? Vermutlich kam da einiges in den Nachkriegswirren zusammen.

Ab Juni 1953 jedenfalls wurde die Blindenschule in Königs Wusterhausen bei Berlin meine Erst- und Lietzow auf Rügen nur noch meine Zweitheimat. Wohl kam ich in den Ferien nach Hause, doch blieb nun irgendwie immer das Gefühl, eine Art Gast zu sein. Zwar heulte ich jedes Mal, wenn es wieder in die Ferne ging, aber trotzdem war KW mehr und mehr das Normale.

Dass sich im Laufe der nächsten Jahre auch mein Sehrest ganz allmählich verflüchtigte, wurde mir in der gewohnten Umgebung eigentlich gar nicht so richtig bewusst. Nur wenn man sich in einer fremden Gegend aufhielt, merkte man plötzlich, dass eine Orientierung mit den Augen nicht mehr möglich war. Das wurde einem bei so mancher schmerzhaften Kollision nachdrücklich klar. Vielen KW-er Freunden ging es jedoch nicht anders. So hatte die ganze Sache irgendwie auch etwas von Normalität. Man gewöhnte sich an diese Art zu leben.

Dies schreibe ich, damit man beim Lesen der anschließend geschilderten Erinnerungen, Gefühle und Vorgänge (MEMotionen) ein wenig nachempfinden kann, was mich dabei so bewegt hat. Zum besseren Verständnis möchte ich auch noch anmerken, dass Trauer und Selbstbemitleidung

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

unter jungen Blinden eher zu den raren Gefühlen gehören. Späterblindete Menschen haben da oft andere Emotionen bei der Verarbeitung von Problemsituationen. Es ist und bleibt zwar auch für einen im Kindes- oder Jugendalter erblindeten Menschen ein schmerzlicher Einschnitt ins Leben, doch „arrangiert“ man sich, nimmt sozusagen die Herausforderung an und macht das Beste draus. Wir alle, die wir davon unmittelbar betroffen sind, wissen dennoch auch von so mancher Beule - im wahrsten wie im übertragenen Sinne des Wortes - zu berichten. Na, und das Berichten soll nun auch gleich beginnen.

Da allerdings nicht wenige Menschen, wie ich selbst auch, Vorworte und Vorbemerkungen gar nicht lieben und meist einfach überblättern, nutze ich diese Stelle (listigerweise) für das „Unvermeidliche“ an organisatorischer Information: Seit rund 25 Jahren betätige ich mich ab und zu als Verseschmied. Da ist mittlerweile einiges zusammengekommen. Zum Schmunzeln und zum Nachdenken über Inhalt und Autor füge ich Kostproben zwischen die Abschnitte ein. Gelegentliche Bezüge zu den vorangehenden bzw. nachfolgenden Texten sind nicht zufällig. Für die drei „Werke“ in meiner Heimatsprache habe ich auf eine Übersetzung oder gar Nachdichtung verzichtet. Schlimmstenfalls können diese ja verständnislos oder besser noch verständnisvoll übergangen werden.

Übrigens, nicht alles, was hier erzählt wird, hat ursächlich mit dem Mangel an „Durchblick“ zu tun - oder doch? Sollte jemand, der dabei war, seiner Ansicht nach etwas anders oder zu anderer Zeit erlebt haben bzw. vermissen, dem möchte ich sagen: Wer kann und will sich nach so vielen Jahren schon noch so genau an alles erinnern!

Das erste Erlebnis liegt zwar noch vor meiner Erblindung, doch passt es so sehr zu den nachfolgenden, dass ich es mir nicht verkneifen kann, damit zu beginnen.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Das Schicksal

Droht dir auch mal des Schicksals Zorn,
pack unverdrossen es beim Horn,
zeig so dir selbst und zeig dem Tag,
was man im Leben doch vermag.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

2. Zisch - 1952

In meinen Kindertagen war Lietzow zwar wie heute ein kleiner, idyllisch am Zusammentreffen des Großen und Kleinen Jasmunder Boddens gelegener Ort, doch sein Bahnhof weitaus belebter und damit auch interessanter. Für ein so winziges Nest gab es außergewöhnlich viele Gleise, auf denen nicht nur Züge durchfuhren, sondern sogar häufig rangiert wurde. Uns Jungs zog es denn auch unwiderstehlich zum Bahnhof. Wir kannten alle gängigen Dampfloks und fachsimpelten bereits als Knirpse über die schwarzen Kolosse. Schon ihr Geräusch beim Anfahren war einmalig. Am besten fanden wir es, wenn ein Zug so schwer war, dass die Lok-Antriebsräder erst ein paar Mal „durchrutschten“, bevor sich das Ganze endlich schnaubend und ächzend in Bewegung setzte. Wir kannten auch einige Lok-Führer persönlich, gab es doch Lietzower Männer, die diesen Beruf ausübten. Auf sie waren wir stolz und neidisch zugleich. Mein Freund Dietrich (Didi) war natürlich ein besonderer Eisenbahnspezialist, schließlich verkaufte seine Mutter die Fahrkarten. Auch mein Opa hatte als Eisenbahner gearbeitet, doch das zählte nicht. Der war tot.

Schon bevor ich in die Schule kam oder doch so um diese Zeit herum, durfte ich ganz allein mit dem Zug zu meinen Verwandten nach Sassnitz reisen. Didis Mutter sprach belehrende Worte, wenn sie mir für die abgezählten 55 Pfennige die Kinderfahrkarte durch das Schalterfensterchen reichte. Beim Passieren der Sperre traf ich sie schon wieder. „Zeig deine Karte! Ordnung muss sein!“ Im Zug hielt ich die kleine Puppe die ganze Zeit in der Hand. Da ich mich nie setzte, sondern immer am Fenster stand und hinaussah, kam es vor, dass ich mich vergaß und das Kärtchen in den Schlitz zwischen Scheibe und Rahmen rutschte. Dann war es weg und die Aufregung groß. Hatte der Schaffner es schon gesehen, dann blieb zum Glück nur noch **eine** Hürde: Beim Verlassen des Bahnsteigs in Sassnitz musste man nämlich, wie damals überall üblich, seine Fahrkarte abgeben. Hatte man keine, kam man schon ins Schwitzen. Ich erinnere

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

mich noch sehr gut, wie mir dann zu Mute war. Meist gelang es einem Wicht wie mir, unter dem Blickfeld des Kontrolleurs „durchzutauchen“. Inmitten der vielen Erwachsenen, die durch die Sperre strömten, fiel man kaum auf.

Also, die Eisenbahn war immer spannend.

Sogar große Hebeldr raisinen kamen zuweilen zum Einsatz. Ein besonderes Erlebnis hatten Didi und ich kurz nach dem Erscheinen der ersten kleinen Diesel-Lok, die zum Rangieren benutzt wurde. Ihrem Lok-Führer fiel auf, dass wir hartnäckig Stunde um Stunde seiner Arbeit zusahen. Eines Tages, es war ziemlich weit weg vom Bahnhofsgebäude, winkte er uns zu sich und, wir konnten es nicht fassen, ließ uns die Eisenleiter hoch in den Fahrstand klettern. „Wollt ihr'n Stück mitfahren?“ und als wir ungläubig, aber begeistert nickten, meinte er: „Duckt euch. Das is' nämlich verboten.“

Wir waren, wie gesagt, jede freie Minute am Bahngelände. Während ich noch brav neben dem Bahnhofsgebäude am Zaun stand und durch dessen Latten staunte, war mein stets auf Abenteuer erpichter Freund öfter mal verschwunden. Wenn er wieder auftauchte, hatte er meist Unglaubliches zu berichten. Zwar stimmte nicht immer alles so ganz, aber verlockend hörte sich manches doch an. Die hinteren Gleise wurden hauptsächlich für den Güterverkehr genutzt. Sie lagen weiter vom Bahnhofsgebäude entfernt und waren deshalb von dort ziemlich schwer einzusehen. Sie verliefen parallel zu einer Ladestraße am kleinen Bodden, wo auch der Ladeschuppen stand. Dort wurden oft lange Güterzüge für einige Zeit abgestellt. Sie waren dann ohne Lok und natürlich auch ohne Aufsicht. Das hatte Didi schnell herausgefunden. Mir erzählte er, wie gefährlich es da hinten sei und wie mutig man sein müsse, um sich an die Waggons zu schleichen. „An manchen ist am Ende ein Häuschen, da kann man rein und an einem Steuerrad drehen.“ Ich war tatsächlich ein wenig ängstlicher

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

als er und traute mich nicht so recht auf derartig verbotene „Pfade“. Als Didi allerdings eines Tages prahlte, er hätte unter den abgestellten Güterwagen was ganz Besonderes entdeckt, ging ich doch mit. Wie Indianer pirschten wir uns von der Ladestraße aus – immer in Deckung – an den ersten Waggon. Didi schlüpfte darunter und zeigte mir eine Kette. „Wenn man daran zieht“, flüsterte er „macht es zisch!“ und tatsächlich ... Ich schrak zusammen, als er es vorführte. Niemand kam angerannt, und nichts passierte. Da wurde auch ich mutiger. Wir hockten uns zwischen die Schienen und ließen es an einigen Güterwagen zischen. Mit der Zeit wurde es langweilig, und wir verdrückten uns.

Es sollten noch Jahre vergehen, bis sich mir das „Steuerrad“ und die Kette als Mittel zum Lösen der Bremsen „zu erkennen gaben“. Ein Glück nur, dass wir nicht alle Waggons zischen ließen und kaum Gefälle im Gleis war!

Nachtisch

Julchen plagt an jedem Tage,
wenn sie isst, dieselbe Frage:
Warum kann für mich allein
nicht der Nach- der „Haupttisch“ sein?
Vater spricht in strengem Ton:
„Erst die Arbeit, dann der Lohn!“

Diese Weisheit gilt nicht nur
auf dem Feld der Esskultur.
Was der Nachtisch für die Jule,
sind die Ferien für die Schule.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

3. Guillotine - 1954

Nach meiner Erblindung 1953 taten sich die meisten Kinder und auch viele Erwachsene im Umgang mit mir doch ziemlich schwer. Es dauerte bei den einzelnen unterschiedlich lange, bis man (wieder) zueinander fand. Manchmal gelang das auch gar nicht. Damals konnte ich das nicht verstehen. Meine Brüder verhielten sich distanziert, und meine Freunde blieben weg. Kam ich in den Ferien nach Hause, hielt ich mich zunächst hauptsächlich an meine Mutter. Sie ging mit mir durch dick und dünn. Unverdrossen half sie mir über Klippen aller Art. Sie war es auch, die konsequent und nachhaltig für mein bestmögliches Fortkommen unter den neuen Voraussetzungen sorgte.

Berufstätige hatten damals in der Regel im Jahr zwei Wochen Urlaub, so auch meine Mutter. Allein die Sommerferien aber dauerten schon acht Wochen. Es blieb also zu Hause viel Zeit, in der sie nicht für mich da sein konnte. Trotzdem freute ich mich auf jede Heimreise. Große Brüder sind meist nicht gerade davon angetan, wenn man ihnen ständig auf der Seele kniet, um überall hin mitgenommen zu werden. Mein einstiger Kumpel bei allen Streichen, der sogar noch immer in meinem Hause wohnte, ließ sich nicht blicken. Für seine Abenteuer, so meinte er, war ich nun nicht mehr zu gebrauchen, was ja bedingt auch stimmte.

Da mein ältester Bruder Hansi inzwischen aus dem Hause war und mein vier Jahre älterer Bruder Werni jetzt fern von uns bei meinem „von uns geschiedenen“ Vater lebte, konzentrierte ich meine „Annäherungsversuche“ auf Bruder Eberhard. Der fand diese Klette damals sehr lästig und ließ mich meist abblitzen. Seine besonderen Interessen gehörten der Landwirtschaft. Mit ganzem Herzen hing er deshalb auch an dem Bauernhof von Onkel und Tante in Altefähr. Sobald es seine knapp bemessene Zeit als Tischlerlehrling zuließ, machte er sich auf den Weg zu ihnen. Dort war er schon als kleiner Junge gern gesehen und als Jugendlicher eine

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

echte Hilfe. Voller Neid quälte ich meine Mutter solange, bis sie ihn dazu brachte, mich im Sommer 1954 an ein paar Erntetagen mitzunehmen. Eigentlich hatte Eberhard wirklich keine Zeit für mich, doch wich ich ihm nicht von der Seite. Onkel Willi besaß zwei Pferde, die die hochgepackten Erntewagen vom Feld in die Scheune zogen, und mein Bruder war der Kutscher. Das machte mich mächtig stolz. Auf dem Hof wurden die Pferde ausgespannt und dann ohne Wagen zum Feld zurückgebracht, um die nächste Fuhre zu holen. Da ich Eberhard nicht einen Schritt von der Seite ging, kam er auf die Idee, sich auf das eine und mich auf das andere Pferd zu setzen. Schließlich mussten die Pferde rasch wieder aufs Feld. Die Geschirre waren miteinander verbunden, aber es gab natürlich keinen Sattel. Zum ersten Mal saß ich auf einem so großen Gaul, wusste nicht recht, wo ich mich festhalten sollte und schwankte zwischen Triumph und Schiss. Letzteres konnte ich natürlich um keinen Preis zeigen. Ebing hatte mir das bravere Tier überlassen, so dass es eigentlich ganz gut ging, wenn nicht der etwas lose Bauchgurt gewesen wäre. Durch die ständigen Bewegungen drehte sich das Geschirr beim Gehen immer weiter nach außen, und so rutschte ich mehr und mehr nach der Seite. Als ich schon fast wie ein Cowboy oder Indianer an der Flanke hing, bemerkte mein Herr Bruder die Notlage und drehte mich wieder nach oben. Statt mich zu trösten, gab's einen Anschiss wegen Unfähigkeit.

Als der letzte, besonders hochgepackte Wagen heimwärts rollte, bettelte ich solange, bis ich ganz oben sitzen durfte. Bruder und Onkel waren irgendwo tief unten vor mir. Das war eine Tour zum Jubeln. Mit ausgebreiteten Armen stand ich auf der Fuhre und sang aus voller Kehle. Durch mein Triumphgeheul hindurch vernahm ich plötzlich von unten den Aufschrei: „Hinlegen!!!“ Voller Schreck warf ich mich platt auf den Bauch. Gerade noch rechtzeitig. Was ich nicht sehen konnte und nicht bedacht hatte, war eine Eisenbahnbrücke, die nur wenig höher war als die Erntefuhre. Seit Jahren packten die Bauern so, dass der Wagen noch durchpassete. Dabei war ich natürlich nicht eingeplant. Im Getriebe der Arbeiten und

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

der Heimfahrt hatte dann auch niemand daran gedacht. Es hätte mich Kopf und Kragen kosten können. Ich blieb heil und mein Bruder vorerst von weiteren Nachstellungen meinerseits verschont.

Uutkiek

(meiner Tante in Altfähr zum 80. Geburtstag)

Wenn hüüt denn Uutkiek wi besetten,
is wohrlich manchet längst vergetten,
doch dit und dat schütt mi noch in,
kram ick ees rümmer in mien'n Sinn.
Nich Pierstall und nich Schünendääl
wir'n in Ollfähr mien Platz ton Spääl.
Bien Hoff-End geeft „ne lütte Puurt,
dorghinner leech dee beste Uurt.
Dee Beern, Plumpen nich alleen,
nee, dor an't Ööwer wier't iirst schön;
denn in dee Lauf keem't mi so vör,
ass leech dee Welt güst vör dee Döör.
Intwischen weet ick nuu Bescheid,
dat't hinner Stralsund wiedergeht.
Nich anners is dat in uns Lääben,
manch Upp und Aff hät't dor ook gääben.
Keen Minsch süht glückerwies vöruut,
wuurans sien Wäch sich winden tut.
Gift manchen, denn dat schlichter geht,
wenn ihrlich man verglieken deet.
Wat Anlass schient to iirnstee Klaach,
wat bannich schwer licht inne Maach,
lött sich dörch Schwiegen nich kurieren
und nich dörch rümmerzackerieren.
Nimmt man denn Minschen ass he is,
kümmt man an wietsten ganz gewiss.
Dee Weitblick von dee „Uutkiekrunden“
is nützlich ook in anner Stunden.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

4. Klemme - 1955

Als ich im Juni 1953 - achtjährig - tränenüberströmt in der Blindenschule Königs Wusterhausen „abgeliefert“ wurde, umfasste diese die um einen Innenhof gruppierten Häuser 1 bis 4, das ebenfalls dort gelegene Schulhaus und das Heizhaus. Sie alle waren durch einen geschlossenen, einstöckigen Gang kreisförmig miteinander verbunden. Weiterhin gehörten zur Schule noch der Kindergarten, die Turnhalle und ein kleines Verwaltungsgebäude. Das spätere große Internat, das sich ein wenig mehr stadtwärts auf dem Gelände befand, wurde seinerzeit noch vom Rat des Kreises genutzt.

Meine ersten KW-er Jahre verbrachte ich in den Häusern 3 und 4. Als der Schule dann das weitläufige Haus des Rates des Kreises nahe der Schillerstraße überlassen wurde, siedelten alle Jungen dorthin um. Der Unterricht fand selbstverständlich für Jungen und Mädchen gemeinsam statt, doch die Internatsbetreuung erfolgte getrennt. Da die Klassenfrequenzen in Blindenschulen verständlicherweise ziemlich gering gehalten werden und die Schulen meist einzügig sind, wurden im Internat die Jungen oder die Mädchen mehrerer Klassen zu jeweils einer Gruppe zusammengefasst. Man gehörte somit einer Klasse gleichaltriger und einer Gruppe unterschiedlich alter Schüler an. So ganz genau stimmte das wiederum auch nicht; denn damals waren blinde Kinder nicht selten überaltert. Durch die Nachkriegswirren und viele andere individuelle Umstände kamen Kinder mit Augenverletzungen bzw. -erkrankungen oft mit größerer Verzögerung in eine für sie geeignete Spezialeinrichtung. Der Altersunterschied in meiner Klasse betrug zeitweilig bis zu drei und in der Internatsgruppe bis zu fünf Jahre. Da kam es schon vor, dass entsprechend dem unterschiedlichen Entwicklungsstand recht abweichende Wünsche, Interessen und Freizeitbeschäftigungen zu finden waren. Während die einen noch brav der Erzieherin „hinterherdackelten“, sannen die anderen bereits auf „verbotene Früchte“ innerhalb und außerhalb der Schule.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Da Mitte der 50er Jahre noch nicht sehr viele Freizeitangebote – Fernsehen gar nicht und Radiohören erst in Anfängen - zur Verfügung standen, musste man sich schon selbst was einfallen lassen und/oder an organisierten Beschäftigungen der Gruppe teilnehmen. Jeweils im Mai jener Jahre stand Friedensfahrtspielen hoch im Kurs. Gruppenübergreifend – ohne „Befehl von oben“ – fanden sich nicht selten 20 oder 30 Jungen zusammen, um in mehreren Etappen durch das Schulgelände zu laufen. Jeder suchte sich seinen Lieblingsradrenner aus, den er darstellen wollte. Zuweilen gab es vor dem Start einigen Tumult, da mehrere denselben Favoriten wählten. Man stelle sich vor, dass eine solche Horde blinder Jungs mit hoher Geschwindigkeit und rücksichtslos kämpfend durch den Park trampelt. Da gab es so manche Blessur bei den Teilnehmern und den „Zuschauern“. Nachdem ich als bester Rumäne Dumitrescu selbst auch mehrmals in Massenstürze und Karambolagen verschiedenster Art verwickelt worden war, kam ich auf eine etwas schonendere Variante, ohne als feige oder kleimütig verschrien zu werden. Ich nahm künftig als Übertragungswagen an den Rennen teil. Da konnte ich mich ein wenig abseits halten.

Inmitten eines runden Platzes vor dem Jungeninternat stand eine imposante Kastanie. Unter ihr versammelten wir uns unzählige Male, um so manchen Streich auszuhecken, einfach zu quatschen oder Wettstreiter anzufeuern, die verbissen ihre Runden um den kleinen Platz drehten, um einen neuen persönlichen Rekord aufzustellen bzw. den eines anderen zu überbieten. Nicht selten waren Rundenzahlen jenseits der 100 zu hören. Umfang oder Durchmesser des Wettkampfkreises vermag ich allerdings nicht einmal mehr annähernd zu benennen.

Ein Renner war auch das nachmittägliche oder gar abendliche Vorlesen in der Gruppe. Wenn auch nicht alle gleichermaßen Interesse zeigten – das kann man ja niemals erwarten – so liebten die meisten doch diese Be-

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

schäftigung. Wir durften die Bücher mitaussuchen und strapazierten unsere Erzieher, meist Damen, oft bis zur Heiserkeit. Die Vorlesefähigkeiten waren recht unterschiedlich ausgeprägt, so dass wir LieblingsvorleserInnen hatten, die für ihre „Kunstfertigkeit“ reichlich „büßen“ mussten. Die Lektüre am Abend stand besonders hoch im Kurs, weil man damit das zu einer bestimmten Zeit vorgesehene Zubettgehen ein wenig hinauszögern konnte. Da wurde gebettelt, verhandelt, gelobt ..., um noch ein paar Minuten herauszuschinden. So konnte man zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: mehr Buch und länger Aufbleiben.

Sehr genau erinnere ich mich noch an einen schönen Sommerabend. Ich muss so zehn oder elf gewesen sein. Meine Gruppe bewohnte zu jener Zeit den rechten Flügel im Hochparterre des Internatsgebäudes. Vor unserem Gruppenraum an der Vorderfront des Hauses befand sich eine Art Balkon oder überdachter Terrasse - ca. einen Meter über dem davor vorbeiführenden Weg. Umgrenzt war diese Plattform von einer massiven Holzbrüstung aus stabilen, waagerechten Balken und senkrechten Vierkanthölzern, zwischen denen jeweils einige Zentimeter Abstand gelassen waren. Warum beschreibe ich das so genau? Unsere „Spätvorlesung“ fand ebenda statt und eigentlich saßen wir alle auf Stühlen, die wir mit nach draußen genommen hatten. Als mir das lange Sitzen ein wenig beschwerlich oder die Lektüre auch etwas langweilig wurde, stand ich auf und kletterte über den oberen Querbalken der Brüstung. Außen konnte man noch gut auf dem unteren dicken Querholz stehen. Dort balancierte ich nun ein wenig hin und her. Fräulein H. – eine unserer Lieblingserzieherinnen – war so vertieft, dass sie nichts bemerkte. Als mir das Stehen auf dem Rand langsam Probleme machte, stemmte ich mein eines Knie von außen gegen einen Zwischenraum. Das klappte prima. Das Knie passte zwischen zwei senkrechte Pfosten, und ich stand gut. Als die Vorleserin mich bemerkte, wurde ich sogleich ermahnt, wieder zurückzusteigen. Doch als ich dem nachkommen wollte, musste ich feststellen, dass mein Knie sich nicht zurückziehen ließ. Es saß, verdammt noch mal, ganz fest.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Auf die Ermahnungen hin murmelte ich: „ja, ja“, aber mir wurde doch etwas mulmig. So zog ich stärker. Weil Sommer war, hatte ich kurze Hosen an, so dass es ganz schön schmerzte. Das Knie rückte und rührte sich nicht. „Komm endlich wieder rüber!“ Das klang schon etwas strenger. Ich nickte nur. Der Schweiß brach mir aus, als ich an die eventuellen Folgen dachte. Wie lange würde ich hier überhaupt stehen können? Was würde der Hausmeister sagen, wenn er zu meiner Befreiung mit Säge anrücken, und die Brüstung kaputt machen müsste? Mir schoss eine Erinnerung durch den Kopf. Als ich mal wegen irgendwelcher blöden Augentropfen gerade in der schuleigenen Krankenstube war, wurde einer meiner Gruppenkameraden heulend hereingeleitet. An seinem Finger hing ein Aufziehhauto. Als er versucht hatte, es näher zu untersuchen, war ihm dessen Stahldrahtfeder in den Finger gefahren und ließ sich nicht wieder herausziehen. Unter ziemlichem Stimmaufwand aller Beteiligten wurde Erwin mit dem Schul-F8 zum Krankenhaus gefahren. Das Aufziehhauto trug er die ganze Zeit in der anderen Hand. Heute denke ich, man hätte wenigstens den Draht durchkneifen können, so dass er nur mit einem gewissen Federrest durch die Gegend hätte laufen müssen. Na, das war damals nicht mein Problem. Als ich nun dort so festgeklemmt auf dem Balkonrand stand, gingen mir diese Horrorszenen im Kopf herum. Man würde mich doch wohl nicht mit einem Teil der Brüstung abtransportieren! Nein, nur das nicht! Fräulein H. hatte inzwischen das Vorlesen eingestellt und wandte mir ihre volle Aufmerksamkeit zu. „Was ist los?“, fragte sie zunächst ärgerlich. Bald aber schlug ihre Stimmung um. Voller Angst betrachtete die junge und unerfahrene „Gruppenchefin“ die Lage. „Mensch, klemmt dein Bein fest? Soll ich Hilfe holen?“ Das Herz klopfte mir bis zum Halse. Was tun? Nur kein Menschengelauf! Nur kein Erwin-Effekt! Verzweifelt riss und drehte ich an meinem Bein. Das Knie war doch schließlich auch reingegangen! Und da, endlich in höchster Not kam ich mit einem schmerzhaften Ruck frei. Die paar Schrammen waren ein Klacks gegen die drohende Blamage. Nicht nur ich war erleichtert, auch meine liebe H. seufzte tief auf und drückte mich, als ich fast unversehrt

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!